

Heinzpeter Hempelmann: *Prämodern – Modern – Postmodern. Warum „ticken“ Menschen so unterschiedlich? Basismentalitäten und ihre Bedeutung für Mission, Gemeindeführung und Kirchenleitung*, Neukirchen-Vluyn: Neukirchener, 2013, 182 S., € 24,99

„Ich kann Sie nur warnen!“ So eröffnet Heinzpeter Hempelmann (Honorarprofessor für Systematische Theologie und Religionsphilosophie an der EHT, Marburg, und Theologischer Referent im EKD-Zentrum Mission in der Region Stuttgart) sein Werk und warnt vor einem Kauf, es sei denn es besteht Interesse an folgenden Fragestellungen: „Wie ticken denn die Menschen heute? Warum sind sie so unterschiedlich? Wie kann man die vielen Menschen, die so seltsam denken, reden, handeln – eben anders als ich –: Wie kann man die vielleicht etwas besser verstehen? Und: Wie kann man das Evangelium heute mitteilen? Eine Frage, die natürlich voraussetzt, dass genau das heute nur unzureichend passiert. Das glauben Sie nicht? Sie meinen, dass das Evangelium doch jeden Sonntag allem Volk widerfährt, mindestens angeboten wird? Dann legen Sie dieses Buch am besten aus der Hand und kaufen es erst gar nicht. Sie werden sich nur ärgern“ (9). Wer sich trotzdem an die Lektüre wagt, entdeckt eine zweiteilige Komposition. Der erste Hauptteil ist für „Praktiker und Einsteiger“ (11–136) konzipiert; der zweite für „Methodologen und Kulturwissenschaftler“ (137–181).

Den ersten Teil eröffnet Hempelmann mit einer grundlegenden Hinführung (11–21) durch eine anregende Einführung und verständliche Definitionen. Darauf aufbauend wendet er sich dann einer Mentalitätendeklaration zu. Zuerst spürt Hempelmann den allgemeinen Gesichtspunkten nach (21–91) wie „Was ist Wahrheit?“, „Was ist wahres Leben?“, „Ich und die anderen“ und „Lebenswelt“ und entfaltet die jeweiligen Problemstellungen jeweils aus der Perspektive der Prämoderne, Moderne und Postmoderne. Er versteht Prämoderne, Moderne und Postmoderne dabei nicht als sich ablösende Epochen, sondern als Ausdruck von unterschiedlichen Einstellungen (Mentalitäten), die in unserer Gesellschaft nebeneinander stehen, meistens im Konflikt zueinander. Da dies nicht nur für die Gesellschaft gilt, wendet sich der Autor weiterführend dann speziell christlichen und kirchlichen Gesichtspunkten zu (92–124) wie Glauben, Gott / Offenbarung, Kirche / Gemeinde und Kommunikation und beleuchtet diese Aspekte jeweils aus der Perspektive der drei Basismentalitäten. Im dritten Abschnitt formuliert Hempelmann zusammenfassende Thesen, Herausforderungen und Fragen zum Weiterdenken (124–128), um dann abschließend die unterschiedlichen Lebensformen in Gesellschaft und Kirche zu skizzieren und zu fragen: „Wie gehen wir – evangelisch – mit ihnen um?“ (128–136).

Im zweiten Teil des Buches legt Hempelmann zuerst dar, wie prämoderne, moderne und postmoderne Einstellungen das Zusammenleben im Rahmen der Kirche beeinflussen (137–165), um dann vor diesem Hintergrund methodologische Klärungen vorzunehmen (166–181). Dabei erläutert er, warum und wie die

moderne Sozialwissenschaft eine Hilfe sein kann bzw. wo ihre Grenzen liegen, und erklärt noch einmal grundlegend seine drei Basismentalitäten und unterscheidet sich so vom detaillierteren Sinus-Milieu-Modell und EKD-Lebensstil-Modell. Er versucht einen didaktischen Vorteil anzubieten, da sein Modell durch den größeren Zuschnitt schneller offenlegt, „wie sehr wir selber durch bestimmte uns oft nur mäßig bewusste Grundeinstellungen bestimmt sind“ (173f). Seine Dreiteilung entspricht im Wesentlichen den drei Grundorientierungen der Karte der Lebensweltsegmente des Heidelberger Sinus-Forschungsinstitutes, wobei sich sein Mentalitätsbegriff weniger auf individuelle und persönliche, sondern auf kollektive Phänomene bezieht, die er zu veranschaulichen sucht (175).

Der Autor verfolgt mit diesem Buch „das sehr ambitionierte Ziel, wenn möglich eine vierte, evangeliumsgemäße Mentalität in den Blick zu bekommen, anzupeilen, wenigstens in Umrissen deutlich werden zu lassen, die die Anliegen der anderen Mentalitäten aufgreift, die von den verschiedenen Mentalitäten zu lernen sucht und den prämodernen, modernen und postmodernen Mentalitäten noch einmal als eine Größe eigener Art gegenübersteht.“ Er hofft, eine solche evangelische, Christus-zentrierte Mentalität könne „dann vielleicht einen Raum darstellen, in dem Menschen mit sehr unterschiedlichen Denk- und Verhaltensweisen, Einstellungen und Orientierungen zusammenfinden. Und wäre das nicht eigentlich das, was wir uns unter ‚Kirche‘ vorstellen?“ (144). Sein Anliegen einer christuszentrierten Mentalität wird sich dem aufmerksamen Leser erschließen, nur die Erkenntnis der Umrisse derselben wird sehr schemenhaft bleiben (128–131, 135f, 144). Was wir uns unter Kirche vorstellen können ist das eine, elementarer ist, ob die hier angedeutete christuszentrierte Mentalität zu einer Lebens- und Verhaltensweise führt, die Paulus wie folgt anmahnt: „Meine lieben Kinder, die ich abermals unter Wehen gebäre, bis Christus in euch Gestalt gewinne! – Ich wollte aber, dass ich jetzt bei euch wäre und mit anderer Stimme zu euch reden könnte, denn ich bin irre an euch“ (Gal 4,19f).

Dem Autor gelingt es mit dem Schema der Basismentalitäten zu sensibilisieren für „das Andere“. Seine Betrachtungsweisen im Umgang mit „Anderem“ aus der Perspektive von drei Basismentalitäten sind an- bzw. aufregend und so ein hilfreicher Schritt hin zum Verstehen des Problems des Nichtverstehens. Hinter vielen kirchlichen Konflikten könnten aber doch stärker theologische Gründe stecken, als der Autor einräumen gewillt ist. Evtl. ist hier paradigmatisch, dass der Autor Mt 18,20 zu einem ekklesiologischen Kernprinzip Jesu erklärt und daraus ableitet: „Da ist Kirche“ (142). Vom biblischen Kontext her beschreibt Mt 18,20 aber nicht das „Wesen“ der Gemeinde, sondern das „Bleiben“ von Gemeinde, denn das biblische Leitmotiv ist hier Gemeindezucht und die sich daraus ergebende Praxis. Die Hinweise des Autors zum Umgang mit der „Chicago-Erklärung“ und zur „Bibeltreue“ sind zwar nur als Möglichkeiten einer prämodernen Mentalität beim Thema „Offenbarung und Bibel“ dargestellt (108), aber die mit den Beispielen Gemeinten werden seine Ausführungen nur schwer als konkretes Beispiel für sein Anliegen würdigen können, dass wir „uns einen Habi-

tus abgewöhnen, der das eigene als das natürlich Selbstverständliche unterstellt und suggeriert“ und wir „gemeinsam um die Wahrheit ringen, Respekt vor der Überzeugung der anderen üben; denen die so ganz anders und fremd sind, in unserer Kirche Raum geben“ (136). Dem Autor ist es gelungen, die Problematik des Nichtverstehens des „Anderen“ nachvollziehbar darzulegen. Sein Ziel war allerdings ambitionierter: eine christuszentrierte Mentalität in den Blick zu bekommen, wenigstens in Umrissen (144). Die bleibende Notwendigkeit dieses Zieles wird aber durch die Lektüre einsichtig und nachvollziehbar.

Thomas Richter

---

Claudia Schulz: *Empirische Forschung als Praktische Theologie. Theoretische Grundlagen und sachgerechte Anwendung*, Arbeiten zur Pastoraltheologie, Liturgik und Hymnologie 76, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2013, 308 S., € 44,99

---

Claudia Schulz, Praktische Theologin und Sozialwissenschaftlerin, ist Professorin für Diakoniewissenschaft und Soziale Arbeit an der Evang. Hochschule Ludwigsburg. Die vorliegende Arbeit wurde 2012 an der Theologischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn als Habilitationsschrift angenommen.

Um es gleich vorweg zu sagen: Das vorliegende Buch ist zwar verständlich geschrieben, dürfte aber im ersten Teil (15–102) eher von denen mit Gewinn gelesen werden, die selbst empirisch arbeiten. Schulz diskutiert die methodologischen Ansätze keinesfalls trocken, sondern veranschaulicht sie mit empirischen Studien des kirchlichen Lebens. Insgesamt gelingt es ihr gut, eine sachgemäße Darstellung empirischer Methodik mit Beispielen aus der Praxis anzureichern. Dieser kombinierte Präsentationsstil führt auch jene in der Praktischen Theologie an die empirische Sozialforschung heran, die bisher wenig Berührung mit der Thematik hatten.

Im Detail weist der erste Teil des Buches anhand der geschichtlichen Entwicklung überzeugend nach, dass empirisches Forschen für die Praxis nützlich ist. Kirchlich engagierte Menschen benötigen empirische Zugänge um nötige Weichenstellungen vorzunehmen, damit die Verkündigung wirklich verstanden wird. Seelsorge sich positiv auswirkt und Schüler im Religionsunterricht das für sie Relevante hören und lernen. Auch zur Erschließung bestimmter Zielgruppen im Gemeindeaufbau und deren Denkwelten ist die empirische Arbeit unerlässlich. In der sachlichen Argumentation für die Empirie scheut sich die Forscherin jedoch nicht, auch Gefährdungen zu thematisieren. Außerdem geht die Autorin auf den Ansatz einer Praktischen Theologie ein, die „jetzt selbst als Empirische Theologie verstanden und betrieben“ wird (54). Diese intradisziplinäre Vorgehensweise

wird insofern gewürdigt, als sowohl die Fragen zur Normativität in den zirkulären Prozess kontinuierlicher Reflexion einbezogen werden, wie auch die wichtige Einsicht, dass weder die Forscher noch die Methodik neutral sind. Außerdem teilt die Verfasserin die konsensfähige Ansicht, dass die „beobachtbare Wirklichkeit religiöser Erfahrungen“ zu einem gewissen Grad messbar ist und keinen Widerspruch zur „Unverfügbarkeit Gottes und seines Wirkens“ darstellt (55). Grauzonen des empirischen Forschens seien dort festzustellen, wo im Wahrnehmungs- und Deutungsprozess Typologien oder Gesetzmäßigkeiten interpretiert werden, die nicht von Praktischen Theologen stammen, sondern aus anderen Disziplinen – etwa soziologischen, pädagogischen, psychologischen – ermittelt werden und darum theologische Lücken hinterlassen. Eine „multidisziplinäre Kompetenz“ (90), die das empirische Handwerkszeug und die Theologie beherrscht, ist für Schulz Ausdruck eines Ideals, folglich ein absoluter Ausnahmefall. Dass damit nun das Verhältnis zwischen Theologie und Empirie grundsätzlich zur kritischen Prüfung ansteht, ist offensichtlich. Darum beschreibt die Autorin im Anschluss elf Anforderungen im Sinne der Theoriebildung, Forschungsabläufe und Gütekriterien, die ein empirisches Arbeiten innerhalb der Praktischen Theologie legitimieren (92–99).

Im umfassenderen zweiten Teil (105–295) geht es nicht nur funktional darum, die Leistungsfähigkeit des empirischen Arbeitens anhand von Einzelstudien innerhalb der Praktischen Theologie greifbar darzustellen. Schulz geht es um mehr: Sie deutet die Lebensstilanalysen der vierten EKD-Erhebung unter milieuspezifischen Erwartungen der Kirchgänger, hinterfragt eingefahrene oder vorschnelle Interpretationen und stellt dabei wichtige Fragen, die nicht nur die engagierten Mitarbeiter in den Ortsgemeinden, sondern auch die praktisch-theologische Fachdiskussion anregen können. Nachvollziehbar ist etwa das Ergebnis, dass Menschen, die gerne Kontakte pflegen, leichter den Zugang zur Kirche finden. Diejenigen aber, welche nicht so gerne mit „anderen zusammensitzen und reden wollen, außer über eine konkrete Sache“, finden Kirche weniger attraktiv. „Das Ideal einer ‚Beteiligungskirche‘ setzt in der Regel voraus, dass jemand, der wirklich bewegt ist vom Evangelium“, gerne die Gemeinschaft mit anderen aufsucht (201). Schulz fragt nun, wie eine Gemeindeform aussehen könnte, die solche Menschen, die nicht so gerne kommunizieren, mit dem Evangelium erreicht. Aufschlussreich ist der Befund im Blick auf das „Zentrum in der Gemeinde“, den Gottesdienst. Hier werden überraschenderweise drei Erwartungen von den Mitgliedern der Landeskirche geäußert, die unterschiedlichen Milieus angehören: Das Wichtigste im Gottesdienst ist „eine „zeitgemäße Sprache“, eine „gute Predigt“ und eine „fröhliche, zuversichtliche Stimmung“ (242). Diese wenigen Beispiele zeigen, dass die empirischen Ergebnisse auch für Freikirchen relevant sein können. Die empirischen Untersuchungen reichen von der „Kirchen- und Gemeindeentwicklung“ (105–205) über die zielgruppenorientierte Gemeindearbeit (207–253) bis zu diakonischen Perspektiven (255–295). Dabei handelt es sich um zehn bereits veröffentlichte und in sich geschlossene Studien, die hier zusam-